

Gebrandtskreis der Musikinstrumente unter den verschiedenen Völkern nicht scharf zu ziehen. Auch in Norddeutschland findet man die Zither. Ein Verband deutscher Zithervereine strengt sich sogar an, die Konzertschicklichkeit der Zither durchzusetzen. Man höre sich aber einmal einen solchen Konzertschwund an, in welchem Sinfonieorchester neben dem Marisch von „der lustigen Semmerin“ von 10-16 Zithern aufgeführt werden. Solche Irrtümer sollten von der Polizei-Censur verboten werden. Einen wohlthuenden Gegensatz hierzu finden wir unter den Freunden der Gitarre, welche kürzlich in einem Kongreß zu München beschloffen haben, diesem angenehmen Begleitungsinstrument neuen Raum im geistlichen Leben zu verschaffen.

Wenn man nun in einem wohlhabenden Dorfe sich erkundigt, so wird man fast bei jedem einigermassen situierten Privatmann einen auch im Volk verbreiteten Instrument begegnen — dem Klavier. Um es gleich zu sagen: ich halte das Klavier für einen verderblichen Feind des Volksgeistes. Man verzeihen mir die Stellung, welche das Klavier unter der Landbevölkerung einnimmt. Der eigentliche musikalische Wert wird zum wenigsten in richtiger Weise erkannt und ausgenutzt; die schlechten Seiten des Dilettantismus werden hier unterstützt von dem Mangel an Gelegenheit, durch Anhören guter Musik das Gehör und den Geschmack zu bilden. Die mehrwürdigen Ansichten in der Landbevölkerung über das Klavier herrschen, zeigen folgende Beispiele. Ein Bauer aus dem Winterlande läßt sich einen alten Flügel anschaffen. Als der Verkäufer hin kommt, um das Instrument zu stimmen, hatte der Bauer wegen nicht genügenden Raumes ein Loch in die Wand gebrochen und dadurch das lange Ende des Flügels gestützt; demselben wurde dann zum Schutze gegen Käse ein kleines Dach übergebaut. — Ein anderer, reicher Bauer kauft dem Händler ein Klavier mit der schönsten Musikseite ab. Nach einiger Zeit kommt die biedere Gattin in dasselbe Geschäft, um ein gleiches, zweites Instrument zu kaufen, weil die andere Ecke des Zimmers auch so ausgefüllt werden sollte, wie die eine. Dieser Sinn für Symmetrie riß den Händler zur Bewunderung hin.

Das Klavier, welches von einem großen Prozentsatz von Spielern (auch der städtischen Bevölkerung) nicht einmal in seiner Stimmung gefasst wird, ist für einfache musikalische Verhältnisse, wie sie im Volke herrschen, viel zu kompliziert; die Tochter des Hauses quält sich damit herum, kommt durch die mangelhafte Beherrschung des Instrumentes von selbst auf die leichtesten brillierenden Salonstücke, wodurch nicht allein der Geschmack der täglichen Zuhörer verdorben, sondern auch die Lust zu edlen einfachen Liedern verschleudert wird. Es tötet durch den lauten Ton und die Unbeholfenheit des Spielers die feinen Empfindungen des gemüthvollen Einzelgesanges im Hause und in der Familie. Der Ausnahmefall eines künstlerischen Vorspiels läßt den Hörer dem Gemüth verständnislos gegenüberstehen. Somit steht das Klavier, als die größte musikalische Erregungschaft, in seiner Einwirkung auf die untere Bevölkerung des Landes und der Stadt in trafen Gegensatz zu den Segnungen des Fortschritts weiseuropäischer Kultur.

Ein Vergleich der Volksinstrumente untereinander charakterisiert Gitarre, Banjo und Zither zwecks Hebung der Einzelkunst im Volke als die geeigneten. Das führt uns auf die Beantwortung der Frage: welche Mittel sind zur Hebung der Volksmusik, insbesondere auch auf dem Lande, in Vorschlag zu bringen?

Die Lust am Gesange wird bei den germanischen Völkern zweifellos erhöht

durch ein Begleitungsinstrument. Je handlicher und sympathischer ein solches dem Spieler ist, umso mehr Anhänger wird es finden. Das Sündliche liegt in der Form und im leichten Transport, sowie in der Anordnung der Töne bezw. Saiten, die an Zahl und Stimmung der Tonalität einfacher Klavier entsprechen sollen. Das Sympathische liegt im Tone selbst, der weich und ohne Aufdringlichkeit sich dem Gesange anschmiegen kann. Ein Instrument mit solchen Eigenschaften ist die in Vergessenheit geratene Laute und die im Gebrauch abnehmende Gitarre. Wie der Böhmische Fiedel, der Schweizer seine Zither liebt, so müßte der Deutsche die „Gitarre“ lieben, denn sie bringt ihm dasjenige wieder, welches durch die wirtschaftliche Entwicklung und durch das Klavier dem Sterben nahe gebracht ist: den Gesang, das edle, feinsche Lied!

Hilfreiche Hand zur Einführung dieses Instrumentes müßten leisten die Schule, der dörfliche Gesangsverein und die Behörde. Man gebe dem großen Teil musikalischer Kinder in der Volksschule ohne Entgelt Gelegenheit zur Erlernung der Gitarre, die vielleicht in Form einer Prämie von der Behörde angewiesen wird, und man wird den Erfolg sehen, mit welcher Lust die Kinder nicht allein in der Schule singen, sondern auch das Lied mit nach Hause tragen. Aus den Volksliederheften verbanne man den ledernen, stets wiederkehrenden Schmutz von Liedern, die erwiesenermaßen das Schulgebäude nicht verlassen bezw. im Leben nicht geungen werden. Die äupst zahlreichen ungehobenen Schätze von Volksliedern, die noch in den Sammlungen eines Graf und Büchse verborgen liegen, bieten reichliche Auswahl zu einer Verjüngung des Volksgeistes. Die Mitglieber des dörflichen Gesangsvereins, der sich in jammervoller Weise mit vierstimmigen Kunstgeängen herumplagt, führe man zurück zum zweistimmigen Liede und lasse sie, wie die Schweizer mit ihrer Zither, die Lieder selbst mit der Gitarre begleiten. Die Behörde sollte mit der größten Fürsorge darüber wachen, daß alle eingewurzelten harmlosen Sitten und Gebräuche auf dem Lande, besonders bei Beteiligung des Gesanges, dem Volke erhalten bleiben. Sie unterstütze durch Schutz und Geldmittel die Vereinigungen, welche durch Volksunterhaltungsabende, Volkskonzerte, durch Herausgabe von Liederanmeltern der Allgemeinheit dienen, und damit das Volkstum in seiner innersten Zusammengehörigkeit: in der Heimats- und Vaterlandsliebe stärken.

Ich hätte diese Wünsche auf die analogen, günstigeren Verhältnisse in Oesterreich, Rußland und der Schweiz, deren ungünstige Einrichtungen einem besondern Artikel vorbehalten bleiben.

**C. Karlweis.**

Wien, 23. Oktober.

Berliner haben mir oft gesagt: Was ihr an Karlweis findet, verstehen wir nicht recht — er hat eine veraltete Technik, hält sich an die Schablone und ist doch eigentlich ganz konventionell. Ich könnte antworten, bezeichnend: Diese Technik, so zwischen Nestoy und Bauernfeld in der Mitte, ist nun einmal dem Wiener vertraut, sie erinnert ihn an die beste Zeit unseres Theaters, er hat sie gern. Ich könnte hinzufügen, was Laube einmal über Bauernfeld geschrieben hat: „Nebenfalls ist es für die Theaterdirektion ein Glück, wenn in ihrer Stadt ein produzierendes Talent sich entwickelt, welches in gebildeter Weise und außerhalb der alltäglichen Routine die neuen Lebenslemente der Stadt dramatisiert.“ Und ich könnte nun zeigen, wie er in der That ein ganz merkwürdiges Talent hat, „die neuen Lebenslemente unserer Stadt“ aufzufinden und auf eine „gebildete Weise“ darzustellen.

Damit wären Sie vielleicht beabsichtigt, aber Sie wären kaum überzeugt. Ich muß die Sache bei den Hörnern packen. Und so sage ich: Ja, Sie haben recht. Er ist konventionell, er gefällt sich bisweilen in einer ganz veralteten Technik, er hat in seinen Kopf der Schablone nicht — das wissen wir alles auch. Aber Sie irren. Sie irren, weil Sie das für eine künstlerische Schwäche halten, während es künstlerische List und keine Absicht ist, ein Zeit, den er bewußt gewählt hat, um sich in unserm Publikum, das keiner besser kennt, so zu benachteiligen, daß es mit sich alles geschähe und sich Dinge von ihm gefallen läßt, für die es jeden anderen liebten würde.

Allerdings: zunächst müssen Sie sich mit seinen Absichten abfinden. Er ist nun einmal Moralist. Er will nicht bloß darstellen, er will erziehen. Er hat Tendenzen. Seine Stücke sind immer sehr schärfe dramatische Auf- und Gleichreden, wie die von Anzengruber, der ja darin auch für die Begriffe, die wir von den jungen Franzosen übernommen haben, „unkünstlerisch“ gewesen ist, gar kein „Artit“, sondern immer, wie er es selbst gern nannte, der „Ratenermann“, ein Lehrer, ein Prediger, der befehlen und belehren will. Das ist eben bei uns gute alte Tradition: die „Näb in den Tadel“ ist schließlich ebenso ein „Erziehungstück“ wie „Weh dem, der lügt“, von Mainmud gar nicht zu reden. Ja, wir können noch weiter zurück: bis zu unserem wackeren alten Abraham a Santa Clara, dem auch die Schürren, die er wußte, die Pösten, die er trieb, die Weisheit, die er riß, immer nur Mittel waren, um sein leidenschaftliches Volk in eine so vergnügte Stimmung zu bringen, daß es zuletzt sogar für einen ermlen Gedanken zu haben war. Genau so rechnet Karlweis: Ich gebe euch das gute alte Theaterstück mit den bewegten Antrügen, den heiteren Episoden und den glänzenden Nebenschauspielen, die ihr nun einmal nicht entbehren wollt — beist ihr nun an; habe ich euch erit, denn stellt ihr euch wundern, wozu ich euch ziehe!

Er stellt also seine Technik genau auf den Geschmack unseres Publikums ein. Ich wiederhole: absichtlich. Wie ein geschickter Debatter zunächst dem Gegner alles zugestehet, was nicht unbedingt zur Sache gehört: um nur erst einmal ein höheres Terrain zu gewinnen. Das ist der Kunst, der ihm erlaubt, wenn er nur erst die Teilnahme des Publikums durch eine „spannende Handlung“ geweckt, seine Neugierde weckt, dann die Leute im Parquet und in den Logen bei der Rolle zu nehmen und an den Ehren zu zauen. Wer sich auf unser Publikum ein blicken versteht, der das ist es ein Vergnügen von der feinsten Art, das einer rein künstlerischen Freude nichts nachgiebt, ihm zu zusehen, wie er das zu be- und den Moment vorzubereiten weiß, in welchem er es wagen darf, mit der Satire einzugehen.

Die Satire hätten ja die Leute sehr gern, aber sie wollen sich dabei in Sicherheit fühlen. Das Geheimnis des satirischen Stüdes ist: es soll jemand veripottet werden, und niemand will getroffen sein. Wie zum Beispiel im „Maasmann“, den sich auch die Lehrer gefallen lassen können, weil er ja schließlich als Verfänger entlarvt wird — das kommt in jedem Verufe vor. Oder wie in der „See-Caprice“, wo man nicht errät, wer mit dem lugubren Dichter eigentlich gemeint ist. Man lacht aus, weiß aber nicht, wen; da kann es jeder riskieren, mitzugehen. Karlweis aber nimmt sich Typen her, die jeder gleich mit Namen nennen kann, und die Schauspieler zeigen förmlich mit den Fingern auf sie herab: da bitte, in der ersten Loge sitzt, und der dort hinten im Parquet! Das hat bei uns seit Bauernfeld niemand gewagt, und es ist keiner inner uns, der es wagen dürfte. Das kann nur er, und daß er es kann, verdankt er nur jenem höchst ingeniösen Kunst.

Wer einmal die Geschichte unserer Verlogenheiten seit dem Kracke des Liberalismus schreiben will, kann jedes Kapitel mit einem Stücke von Karlweis beginnen. Da war zuerst die Phrase vom „kleinen Mann“, dann die von den „goldenen Herzen“ — nun, schon der Schallener war ein kleiner Mann, und auch der Stolzenhaller hatte das goldene Herz. Aber dann kam das „grobe Pferd“ mit einer ganz neuen Figur, die eben erst in unserer Salons aufgeschossen war: der Figur des sozialistischen Enobs. Es wurde damals bei den Herren Schönen der Millionäre „guter Ton“, den Reichthum mit Citaten von Marx zu verachten und sich als „Genosse“ zu fühlen, was sie übrigens nicht hinderte, alle Kaiser der geschmähten

Vergeißte mitzumachen, durch das Bewußtsein vermischt, daß sie ja „innerlich“ doch mit ihnen fertig waren. Im „Titel-Toni“ ging er endlich gar auf die sehr heissen Beziehungen unseres berühmten Adels zur Börse ein, und nun, im „neuen Sinfon“, ist es unsere politische Welt, die er — ich habe abgebrauchte Worte nicht gern, aber hier trifft wirklich kein anderes besser zu als: züchtigt. Nicht irgend eine besondere Partei, sondern letztlich die ganze Technik, die sich nach und nach bei uns alle Parteien im politischen Kampfe angeeignet haben, diese Technik der Verleumdung und des Slandals, für welche die großen Worte von Korruption und Meinungsalmählich allen Inhalt verloren haben und zu bloßen Schall geworden sind. Unter hundert Zenten, die eine Rolle spielen, ist bei uns keine nicht einer, dem nicht nachgelagt werden wäre, er habe geschrien, er sei betrogen. Es macht auch schon allmählich gar keinen Eindruck mehr. Es ist zu einer Medensart des politischen Diktators geworden. Wenn einer noch so naiv ist, sich darüber zu freuen und zu belagern, oder gar nachzuweisen will, daß es nicht wahr ist, lacht man ihn bloß aus: „Ich bitte Sie, das gehört dazu — wer im öffentlichen Leben steht, muß sich das gefallen lassen; c'est la guerre.“ Am meisten freuen sich darüber natürlich die Diebe: die, die wirklich stehlen. Und die stehlen auch am lauteiten mit.

Das ist das Drama, das er nun durch eine Fülle von lustigen Skaraturen, prächtigen Einfällen und Wigen, die wie Peitschenhiebe sauten, auf das glücklichste belebt, dabei immer auf keinen allen Trick bedacht, sich durch eine gut theatralische Handlung doch die Gunst des Publikums zu bewahren.

Hermann Bahr.

**Francisca von Maintenon.**

Es giebt Irrtümer, die, wenn sie einmal in Umlauf gesetzt sind, immer wieder verbreitet werden, mögen sie auch noch so oft verdrängt worden sein. Daß sie desto schwerer auszutreiben sind, wenn sie über irgend eine Person nachteilig enthalten, ist eine bekannte, psychologisch interessante Thatsache. Jeden, den die Zergänge seiner Letztzeit zur Bekanntschaft mit Frau von Maintenon geführt haben, muß es selbst amunden, die erste Entleer des Augennotenführers Garriva d'Abigne in eine Reihe gesetzt zu sehen mit der jähden Gabrielle, der Königin de Valliere, mit einer Montespan, einer Compagnon und gar mit einer Dubarry, und doch harte ihr Leben nichts mit dem dieser berühmten Kourtsanen gemein.

Sie hat eine wenig heitere Jugend gehabt. Ihr Vater, der zum Katholizismus übergetreten war, hatte das väterliche Erbe vergründet und war mittellos, als François im Jahre 1655 das Licht der Welt erblickte. Eine Tante, streng Calvinnist, nahm sich ihrer an und erzog sie in den Lehren der reformierten Kirche, bis ihr Vater, nach Michelius' Tode aus dem Gefängnis befreit, sie wieder zu sich nahm. Nach seinem Tode (1647) kam die junge Françoise wieder zu ihrer Tante und nahm das calvinistische Glaubensbekenntnis an. Eine andere Verwandte veranlaßte, daß das junge Mädchen der calvinistischen Umgebung entzogen, und da sie sich weigerte, katholisch zu werden, in ein Kloster gebracht wurde. Erst nach einem Jahre hartnäckigen Widerstandes gelang es, das dreizehnjährige Mädchen zum Uebertritt zu veranlassen.

Aus dem Kloster entlassen, teilte sie in Paris die Armut ihrer Mutter, die von einer Rente von 200 Eres, dem Reste des Vermögens, ein kümmerliches Dasein fristete. In dieser Zeit lernte sie den Dichter Scarron kennen. Von ihrer Armut, ihrem sehr heiteren und ruhigen Geiste und von ihrem hohen Verstande gefesselt, bot ihr der schon gekannte Dichter seine Hand an. Jedoch erst nach dem Tode ihrer Mutter willigte sie in die Heirat ein; acht Jahre, bis zu Scarrons Tode, war sie die stets dienwillige Krankenpflegerin des Hauptvertreter der Puritaner jener Zeit, der, obwohl ihrer Bewegung unfähig, in dem heiteren Gemüth seiner Frau einen Trost für seine Leiden fand. Scarron, der, wie La Fontaine, von der Hand in den Mund lebte, hinterließ seiner Wittwe kein Vermögen. Durch Vermittelung hoher Gönnerinnen erhielt sie von der Königin eine Pension, von der sie gut leben konnte und von der sie